

»Aufseherin«, »Friseurin«, »Kauffrau«, »Wäscherin« und viele andere. Im Adressbuch von 1910 gibt es immer noch »Gärtner« und »Gärtnerinnen«.

Das Maskulinum wird in der deutschen Sprache erst seit knapp 100 Jahren generisch verwendet und hat dabei wenig zur Gleichberechtigung beigetragen. Es wurde mit dem um 1900 aufgenommenen Trend zu neutralen Funktionsbezeichnungen in Rechts- und Verwaltungsschriften mitunter als solche verwendet. Die Suche nach solchen Bezeichnungswörtern war notwendig geworden, weil Frauen und Männer sich in dieser Zeit zunehmend im gleichen sozialen Raum bewegten. Es gab aber auch andere neutrale Funktionsbezeichnungen wie im Buchtitel »Verzeichnis der Lehrenden an Berufs- und Fachschulen Berlins« von 1931 zu sehen.

Marianne Grabrucker schreibt in einem der wenigen Bücher zur Geschichte der geschlechtergerechten Sprache: »Hinter Begriffen wie ›der Arbeitnehmer‹, ›der Angestellte‹ oder ›der Beamte‹ durfte sich eine Frau so lange geschlechtsneutral mit gemeint fühlen, als Männer die Arbeit nicht übernehmen wollten oder konnten. Bestand jedoch männlicherseits wieder Interesse, war ›der Arbeitnehmer‹ der leibhaftige Mann. Das Pendel ging hin und her: zwischen dem sogenannten generischen Gebrauch des Maskulinums und der neutralen Bezeichnung ›Person‹ einerseits und der am Sexus orientierten Interpretation, je nach politischem Bedarf, andererseits.« (Grabrucker, Marianne: Vater Staat hat keine Muttersprache, Frankfurt a.M. 1993, S. 117-118) Der Name »Bibliothekartag« war von den Initiatoren nicht generisch gemeint, schloss er doch die genau um diese Zeit ins Berufsfeld drängenden Frauen aus. Nach dem Ersten Weltkrieg, während der Wirtschaftskrise und in den 1930er-Jahren wurden Frauen aus dem Berufsleben verdrängt und aus vielen Berufen gesetzlich ausgeschlossen.

Zulassungen von Frauen zu Berufen waren in Europa bis zum Ende des 20. Jahrhunderts formalrechtlich umstritten. Lokführerinnen waren beamtenrechtlich in der BRD ab 1971 zugelassen. Dennoch wurde 1990 eine Frau aus meinem Ost-Berliner Bekanntenkreis von der Lok an den Fahrkartenschalter

versetzt, weil die Deutsche Bahn keine Frauen auf der Lok wollte. Pilotinnen wurden in der Bundesrepublik erst 1988, Soldatinnen erst 2001 zugelassen.

Eng verbunden mit dem Ausschluss bestimmter Menschengruppen von Rechten und ihrer Teilnahme an Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ist die binäre Geschlechterkonstruktion. Die Vorstellung, dass Männer männlich und Frauen weiblich sind, ist im 20. Jahrhundert geborenen europäischen Menschen vertraut. In anderen Zeiten und an anderen Orten gab es andere Vorstellungen. Auch die moderne soziale Neurowissenschaft legt andere Vorstellungen nahe (zum Beispiel Kaiser Trujillo, Anelis: From »Race« and Sex/Gender Bias Research to Feminist Neuroscience, Blogbeitrag auf gender-campus.ch 2020). Warum sollte unsere Sichtweise also unveränderlich sein?

Noch löst es bei mir Irritation aus, wenn sich ein weiblich aussehender Mensch in einer Vorstellungsrunde »Bibliothekar« oder ein männlich aussehender Mensch »Bibliothekarinnen« nennt. An die Sprechweise »Bibliothekar-Pause-innen« habe ich mich inzwischen gewöhnt und verstehe sie als Andeutung einer Vielfalt, die über das vereinfachte Männlich-Weiblich-Schema hinausgeht.

Und so überlege ich nun, angestoßen von Sternchen und Schrägstrich, ob alle Menschen, die Bibliotheken nutzen, Bürger*innen sind oder nicht und wie die Zielgruppen sprachlich besser zu fassen sind. Alle Worte können nur Annäherungen an Realitäten sein und das * scheint mir im Moment, eine passable Annäherung zu sein.

Jana Haase,
Berlin

Aussprache nicht verständlich

Dass der Genderstern in der gesprochenen Sprache durch eine Sprechpause verständlich gemacht werden kann, überzeugt nicht alle. Eine Zusage zur Diskussion um gendergerechte Sprache.

Angeregt durch die Diskussion in BuB zu den Genderregeln habe ich mich etwas mehr mit dem Thema befasst – und bin ehrlich entsetzt, was diese Regeln bewirken können. In der Neuen Zürcher Zeitung wird unter der Überschrift »Zelebator*in der Gerechtigkeit: die Freie Universität Berlin macht Naziopfer zu ›J_üdinne«¹ auf die Homepage des Projekts »Geschichte der Ihnestraße 22« hingewiesen. Wohl wegen dieser Kritik ist die Angabe auf der Homepage inzwischen leicht geändert worden:

»In der Ihnestr. 22 forschten Wissenschaftler*innen schließlich auch an den Körpern von Personen, die in nationalsozialistischen Vernichtungslagern und Heilanstalten ermordet wurden. Insbesondere Sinti*zze und Rom*nja,

Jüdinnen*Juden, Schwarze Personen und behinderte Menschen fielen den Arbeiten des KWI-A zum Opfer.«²

Die Angabe, dass man durch die Aussprache – also so wie Häschen und nicht Häschen – die Sache verständlich machen kann, überzeugt mich nicht. Vor Kurzem habe ich zufällig eine Sprecherin in einer Nachrichtensendung gehört, die eine Gender-Sprechpause machte: »Die Bürger*innen im Rathaus waren ...«. Zuerst habe ich mich etwas gewundert, warum der Standort der Leute »innen im Rathaus« so betont wurde. Und was ist geplant mit Worten wie »die Lehrlinge«?

Margarete Payer, Prof. i.R.,
Hochschule der Medien, Stuttgart

1 Reitzenstein, Julien: Zelebator*in der Gerechtigkeit: die Freie Universität Berlin macht Naziopfer zu ›J_üdinne«, in: Neue Zürcher Zeitung, Internationale Ausgabe, 7.4.2021, Seite 9.

2 Quelle: <https://www.polsoz.fu-berlin.de/polwiss/gesch-ihne22/index.html>. Letzter Zugriff am 5.5.2021